

Stadtbild (post?-)kolonial

VON GINNIE BEKOE

Als ich ein Kind war, litt ich sehr darunter, dass Menschen Probleme mit meinem Namen hatten. Ich musste immer und immer wieder erklären, wie er ausgesprochen wird. Ich träumte davon, später einmal berühmt zu sein. Dann gäbe es ein Museum, mit meinen Erfindungen und eine Straße, die nach mir benannt ist. Und vor allem wüsste jede_r, wie mein Name ausgesprochen wird.

In Hamburg durch die Straßen zu gehen, macht mich glücklich. Ich liebe es, im Bus zu stehen und zu zählen, wieviele andere Persons of Color und Schwarze im selben Bus fahren. Es erfreut mein Herz, auf dem Spielplatz natürlich Schwarze Kinder spielen zu sehen, beim Einkaufsladen selbstverständliche koschere und halal Lebensmittel kaufen zu können, bei der Ärztin natürlich mehrere Sprachen zu hören und zu lesen: Die gewachsene, normale Vielfaltigkeit zu spüren. Wir bilden das Stadtbild mit, wir nicht-weißen Personen. Viele Menschen, die ähnliche Erfahrungen machen wie ich. Das Fernsehen, die Werbung, die Medien mögen behaupten, es gäbe uns nicht; nur verfälschte Stereotypen. Auf Hamburgs Straßen sehe ich: Wir sind ein fester Bestandteil der Stadt, des Landes, der Kultur. Ich fühle mich im Stadtbild repräsentiert. Ich fühle mich aufgehoben. Ich fühle mich zuhause.

Durch Hamburgs Straßen zu gehen, macht mich unglücklich. Ich gehe am Vespucci- und am Columbushaus vorbei zum Kaiser Kai, Vasco-da-Gama-Platz, den Magellan-Terrassen, Marco-Polo-Terrassen. Straßen und Häuser, von denen die meisten erst vor ungefähr zehn, nämlich 2005, ihre Namen verliehen bekamen. Fahre mal am Bismarck-Denkmal vorbei, gehe durch die Reventlowstraße und die Walderseestraße, durch die Schimmelmann würdigenden Straßen, Wißmannstraße, Hagenbeckallee. Durch die Godeffroystraße und den Dominikweg. Straßen, welche teilweise erst nach dem Zweiten Weltkrieg benannt wurden und deren Namen seitdem unreflektiert bestehen geblieben sind. Ich denke an die „niedergeschlagenen Aufstände“, die Genozide waren, an Kämpfer_innen, die ihre Wohnorte und Leben und „Schutztruppen“, die Profite verteidigten. An die Millionen von ermordeten, gelynchten, versklavten, ausgebeuteten, vergewaltigten, verschleppten Menschen,

Quellen:

- 1 https://www.iz3w.org/zeitschrift/ausgaben/318_grenzen_und_migration/fab (Abgerufen 14.12.2014)
- 2 Grada Kilomba klassifiziert

dies als „kollektive Erinnerungen an Kolonialismus“, welche durch Alltagsrassismus reinszeniert und stetig aktualisiert werden.
„Everyday racism is not a single violent event in one's individual

biography [...] but rather an accumulation of violent events that at the same time reveal an historical pattern of racial abuse involving not only the horrors of racist violence, but also the collective memories of

und sehe prachtvolle Fassaden, neugebaute Residenzen, neue Schriftzüge. Die damalige Kultursenatorin Karin von Welck sagte¹ im Hinblick auf die 2005 eingeweihten neuen Straßen in der HafenCity: „Ich freue mich sehr, dass das Westgebiet [der HafenCity] mit den ersten drei Namensgebungen [Ferdinand Magellan, Marco Polo und Vasco da Gama] eine so geschichtsträchtige Identität erhält. Straßennamen prägen und gestalten eine Stadt. Sie bilden auch Stadtgeschichte ab und können – wie in diesem Fall – besondere Impulse für die Zukunft geben.“ Wessen Identität? Wessen Zukunft? Jeder Schritt durch diese Straßen ein Tritt ins kulturelle Gedächtnis, eine Erneuerung kollektiven Traumas.²

Unsere Geschichten zählen nicht. Wir sind unsichtbar, wenn ein Eroberer zum „Entdecker“ stilisiert wird. Wir zählen nicht, wenn ein Wegbereiter von Versklavung und Ausbeutung nur mehr ein „Seefahrer“ ist. Wir sind wertlos, wenn die Ehrung einer Person Entwürdigung von Millionen bedeutet.

Wenn ich in Hamburgs Straßen schaue, sehe ich mich im Stadtbild. Wenn ich Hamburgs Straßen anschau, bin ich unsichtbar. Es fehlen Perspektiven. Hamburg hat sehr profitiert an dem Leid anderer Menschen und Länder; ja Kontinente. Kolonialismus als irgendetwas anderes zu bezeichnen, bedeutet Unsichtbarmachen dessen, was dahinter stand: Ideologien und Dogmen, die aussagten, dass manche Menschen weniger wert sind als andere. Mehr noch: Wenn Menschen Ware sind, sind sie keine Menschen mehr. Kolonialismus funktioniert nur durch Rassismus.

Hamburgs Straßen spiegeln diese Gedanken wider, wenn sie Namen derjenigen tragen, welche die menschenverachtenden Ideologien in die Welt getragen haben und maßgeblich daran beteiligt waren, sich auf eine Art und Weise zu bereichern, die heute undenkbar sein sollte. Hamburgs Straßen zeigen mir, dass dieses Wissen noch unhinterfragt repräsentiert und präsent ist.

Kien Nghi Ha sagt „[D]ie Schwarzen Subjekte, die oftmals auch als Opfer widerständig gehandelt haben, [werden] durch die Täterverehrung in den hegemonialen Diskursen erneut viktimisiert.“³

Wenn ich durch Hamburgs Straßen gehe, fühle ich uns repräsentiert. Ich möchte uns auch in Hamburgs Straßennamen repräsentiert und respektiert sehen. Heute träume ich nicht mehr davon, eine Straße nach mir benannt zu haben. Heute träume ich davon, dass die Impulse, welche die Zukunft bilden, auch von widerständigen, geschichtsträchtigen Identitäten gegeben werden.

colonial trauma.“ („[...]the collective historical trauma of slavery and colonialism restaged in everyday racism, [...]“, in ihrem Werk *Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism*. 2nd Edition. Münster 2010,

S. 133.)

3 Ha, Kien Nghi: *Macht(t)raum(a) Berlin – Deutschland als Kolonialgesellschaft*, in: Maureen Maisha Eggers u. a. (Hrsg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weiß-*

seinsforschung in Deutschland. 2. überarbeitete Auflage. Münster 2009, S. 105.